

Für uns Schüler ist WhatsApp eine wichtige Kommunikationshilfe

Das Wort App ist die Kurzform des englischen Wortes „Application Software“ und bezeichnet kleinere Computerprogramme. WhatsApp ist eine Software für das Smartphone. Man kann damit Nachrichten schreiben, Fotos, Videos und Musikdateien verschicken und chatten. Entwickelt wurde WhatsApp 2009 in Santa Clara in Kalifornien von Brian Acton und Jan Koum. Der Name WhatsApp ist ein Wortspiel in Anlehnung an die englische Frage „What's up?“. Das heißt übersetzt: Was ist los? Im Februar 2014 kauft Facebook den Kurznachrichtendienst. Die App habe inzwischen 480 Millionen aktive Nutzer, sagte Jan Koum nach dem Verkauf. In Deutschland sind es derzeit 31 Millionen Nutzer. Über WhatsApp werden täglich mehr als 17 Milliarden Nachrichten durch die Welt verschickt. Diese Software ist für Betriebssysteme wie Android und iOS erhältlich. In der Vergangenheit hatte es immer wieder Sicherheitsprobleme bei WhatsApp gegeben. Die Daten der Nutzer können leicht gehackt werden. Für uns Schüler ist WhatsApp eine wichtige Kommunikationshilfe, um Kontakt zu unseren Mitmenschen zu halten.

Vijay Mehta, Deutschkurs 51, Kurt-Körber-Gymnasium

Gedruckte Bücher wird es trotz E-Books immer geben

Ein gedrucktes Buch in einem Buchladen kaufen – das machen immer weniger Menschen. Immer häufiger bestellen die Leute ihre Bücher bei Online-Buchhändlern von zu Hause aus. Oder sie laden sich den Lesestoff auf ihren E-Book-Reader. Bereits zwölf Prozent der Kunden in Deutschland kaufen keine gedruckten Bücher mehr, sondern laden sie sich aus dem Internet herunter. Und dies ist nicht nur eine Modeerscheinung, sondern ein anhaltender Trend. Laut Aussage einer Hamburger Buchhändlerin in Klein Borstel werden schon bald 35 Prozent der Leser keine gedruckten Bücher mehr kaufen. „Die Buchhandlungen müssten sich einfach nur anpassen“, sagt sie. Die Buchhändlerin versucht, mit verschiedenen Strategien Kunden zu halten und neue zu gewinnen. Die meisten Buchhandlungen haben eine Website, verkaufen E-Books und bieten Lesungen an. Die persönliche Beratung ist sehr wichtig.

Eine große Gefahr für die Existenz von Buchläden besteht auch in der möglichen Abschaffung der Buchpreisbindung. Diese besagt nämlich, dass Bücher und E-Books zu einem festgelegten Preis verkauft werden müssen. „Wenn diese kippen sollte, könnte ich meinen Laden schließen“, sagt die Buchhändlerin. Dann könnten nämlich große Buchhändler die Preise so drastisch senken, dass kleine Buchhandlungen nicht mithalten können.

Heute gibt es viel mehr Medien als noch vor 30 Jahren. Gedruckte Bücher werden dennoch nach wie vor geschätzt, und deshalb wird es sie auch in Zukunft immer geben.

Jonas Harder, Kalle Sander, Vincent Karbenk, Philipp Hemkemeyer, Klasse 9c, Gymnasium Grootmoor

Nicht ohne mein Smartphone

Wecker, Instagram, Facebook, Navigationshilfe: ein kleines Gerät mit vielen Funktionen und hohem Suchtpotenzial

Die Weckfunktion meines Smartphones lässt mich um 6.30 Uhr hochschrecken. In diesem Moment verfluche ich es. Mein erster Blick gilt dennoch meinem Smartphone.

Nicht nur das. Ich widme ihm meine komplette Aufmerksamkeit. Was gibt's Neues auf Facebook? Habe ich neue Nachrichten bei WhatsApp? Oder hat jemand während der vergangenen Nacht ein neues Bild bei Instagram gepostet? Sogar das Checken von „Wer war wann zuletzt online?“ gehört mittlerweile zu meinem morgendlichen Ritual. Leider kann mein Smartphone noch keinen Kaffee servieren, und das Zähneputzen übernimmt es auch noch nicht. Ich muss es kurz beiseitelegen.

Bevor ich allerdings so weit bin, einen weiteren Schultag zu beginnen, kommt mein Smartphone wieder zum Einsatz. Es soll mich mithilfe von Google Maps über die Staus in der Stadt informieren, und die Fahrzeit zur Schule soll es mir auch vorhersagen.

In der Schule herrscht allgemeines Handyverbot, die Finger davon lassen kann ich bis zum Schulschluss um 15.15 Uhr trotzdem nicht. Und so werfe ich in jeder Pause einen Blick in die sozialen Netzwerke. Habe ich Freundschaftsanfragen? Auf dem Schulhof unterhält man sich über Leute, die man persönlich gar nicht kennt, jedoch auf jeden Fall schon mal online gestalked hat.

Aus eigener Erfahrung kenne ich die Panikattacke, die Menschen befällt, wenn sie das Smartphone mal kurz verlegt haben.

Meine Mitschüler kennen dank sozialer Netzwerke meine Familie und meinen Freund und wissen besser als ich, wie alt seine Freunde sind, wo sie zur Schule gehen und wo sie wohnen, ohne sie je persönlich gesehen zu haben.

Sowieso weiß jeder, wo sich wer rumtreibt, was wer macht und wann wer zu Hause ist. Man sieht sich am Wochenende zwar nicht mehr persönlich im Club, aber man weiß dank Verlinkungen, wer auch sonst noch dort ist. Der Beziehungsstatus wird täglich geändert, sodass jeder auch genauestens mitbekommt, bei wem es gerade kompliziert ist oder wer sich getrennt hat.

Manchmal wissen Leute, von denen man eigentlich nichts weiter als den Vornamen kennt, schneller Bescheid als die in der Beziehung steckenden Person, dass es vorbei ist.

Private Bilder werden gepostet, in der Hoffnung auf möglichst viele „Likes“ und Kommentare. Diese Sucht nach Aufmerksamkeit ist wie eine Eigenwerbung, und wenn diese nicht das gewünschte Interesse hervorruft, löst es bei vielen sogar Selbstkritik und -zweifel aus.

Vor wenigen Jahren habe ich mich noch über so etwas aufgeregt. Und dann erwachte ich mich dabei, dass auch ich mein Handy kaum noch aus der Hand lege. Ich bekenne mich also mittlerweile ebenfalls zu den „Ohne mein Smartphone kann ich nicht leben“-Leuten.

Erschreckend ist, dass ich nicht die Einzige bin, der es so geht, sondern nur eine von vielen. Gehörten vor Jahren hauptsächlich Jugendliche und junge Erwachsene zu dieser Gruppe, kann man heutzutage immer mehr Leute aus



Janette da Cunha hat für das Hamburger Abendblatt ihr Facebook-Profil fotografiert. Dieses Foto hat sie bei Instagram hochgeladen und kann es sich jetzt auf dem Smartphone ansehen Fotomontage: Getty/privat

allen anderen Lebensabschnitten dazuzählen.

Und so kommt es, dass man beim Beobachten anderer Leute in Cafés, Bars oder Restaurants sieht, dass sie kaum noch in der Lage sind, persönlich miteinander zu kommunizieren. Stattdessen sitzen sie an einem Tisch zusammen und beschäftigen sich nicht miteinander, sondern mit ihren Handys.

Aus eigener Erfahrung kenne ich die Panikattacke, die Menschen befällt, wenn sie das Smartphone mal kurz ver-

legt haben oder wenn der Akku die kritische 20-Prozent-Marke erreicht hat. Mit geringer werdendem Akku sinkt auch meist die Stimmung.

Das schon fast krankhafte Verhalten führt dazu, dass ich Menschen der älteren Generation dafür bewundere, dass sie in der Lage waren, ohne Smartphone zu kommunizieren, ihr Leben zu planen, Wege zu finden, sich dem Wetter entsprechend zu kleiden, sich zu beschäftigen, die Uhrzeit zu lesen und vieles mehr.

Um es drastisch und mit den Worten der Schauspielerin Megan Fox auszudrücken: „Wir leben in einer Welt, in der es schlimmer ist, sein Handy zu verlieren als seine Jungfräulichkeit.“ Und obwohl diese Dinge maßgeblich das Leben erleichtern und ich es mir gar nicht mehr ohne vorstellen kann, sollte es Momente geben, in denen man es einfach mal verschwinden lässt.

Janette da Cunha, Klasse F12P1, Berufliche Schule Burgstraße

Macht das ständige Fernsehen die Menschen dumm?

Insbesondere TV-Serien am Nachmittag lenken viele Schüler vom Lernen ab

Gleich nach der Schule kommt sie nach Hause, zieht ihre Jogginghose und ein graues T-Shirt an. Sie geht barfuß in die Küche, macht sich ihr Mittagessen warm und setzt sich vor den Fernseher. Jeden Tag macht Annika (Name geändert) das Gleiche. Sie sieht fern. Zu ihren Lieblingssendern gehören RTL, Sat.1 und ProSieben. „Um diese Uhrzeit gibt es eigentlich nur Assi-TV“, sagt sie. Es läuft gerade „Familien im Brennpunkt“. Ein Ehepaar schreit sich ununterbrochen an. Mann und Frau werfen sich gegenseitig Fehler und Schwächen an den Kopf. Annika prustet los. Für sie ist es sehr amüsant, andere im Fernsehen streiten zu sehen. Dabei ist sie nicht die Einzige. Jeden Tag schalten mehrere Millionen Menschen schon morgens den Fernseher ein. Die Mehrheit der jüngeren Zuschauer zwischen 14 und 49 Jahren sehen am häufigsten RTL, dann ProSieben und Sat.1. Die öffentlich-rechtlichen Programme wie ARD, ZDF und Arte kommen dort zu kurz. Es heißt, dass Privatsender mit ihren Shows nicht die Wirklichkeit darstellen. Die Familienstreits seien erfunden, erlogen und manipuliert. Gecastete Familien spielten Drehbuchgeschichten.

Im Grunde weiß Annika, dass ihre Lieblingssendungen nicht gerade zu ihrer Bildung beitragen. Immer häufiger habe sie sogar das Gefühl zu verdummten, sagt sie. Wieso sieht Annika trotzdem weiter solche Sendungen? Aus Gewohnheit und Langeweile, sagt sie. Selten greift sie zu einem Buch, und auch die Disziplin für Hausaufgaben hat sie verloren. Da ist es kein Wunder, dass sie in der Schule ablenkt. Durch diese ständige Ablenkung verliert sie die Schule aus den Augen.

Der Wissenschaftler Gerald Crabtree sagt, die Menschen werden dümmer

Die Jugend ist in ihrer Sprachgewandtheit und besonders in der Rechtschreibung unsicherer geworden, heißt es. Annika schaltet den Fernseher leiser, denkt über dieses Thema nach und sagt: „Ich glaube, es gibt solche und solche Leute. Die einen sind schlau, und die anderen interessieren sich nicht fürs Lernen.“

Warum gibt es so viele unnütze TV-Serien? Die Medien haben auf jeden Fall einen großen Einfluss auf unser Leben und somit auch auf unsere Bildung.

Als „Flynn-Effekt“ bezeichnet man die Tatsache, dass die Ergebnisse von IQ-Tests immer höher werden, die Menschen also immer intelligenter. Der US-amerikanische Entwicklungsbiologe Gerald Crabtree ist anderer Meinung. Er sagt, die Menschen werden immer dümmer, weil die Intelligenz fürs Überleben nicht mehr so wichtig ist. Viele deutsche Forscher sehen dies anders. In gewissen Bereichen nehme die Intelligenz der Menschen zu und in anderen ab, heißt es kürzlich in einem Artikel in der „Welt“.

Annika setzt sich an ihren Schreibtisch. Sie möchte für die bevorstehende Mathearbeit lernen. Sie hält es beim Lernen nicht lange aus, und schon bald sitzt sie wieder vor dem Fernseher. Die Schule kann warten.

Donia Braham, Klasse 9b, Charlotte-Paulsen-Gymnasium

Können Spieler ein normales Leben leben?

„Natürlich“, sagen Celin und Jessica. Die Schülerinnen sind sogar Meinung, dass Gamer besonders klug und kommunikativ sind

Die Schule ist zu Ende, der Weg nach Hause geschafft, das warme Essen ist im Magen. Zeit, um abzuschalten. Moment – da sind ja noch die Hausaufgaben. Ach, egal, die mache ich einfach später. Ein Knopfdruck, der PC fährt hoch, schon habe ich mich in den bequemen Stuhl fallen lassen.

Doch da kommt sie, die SMS. „Hey, was ist mit heute, bleibt es dabei?“ Mist. Was soll's? Mit meinen Freunden treffe ich mich ein anderes Mal. Abgesagt! Wofür? Für meine virtuelle Welt, in die ich eintauche und die andere lapidar Computerspiel nennen.

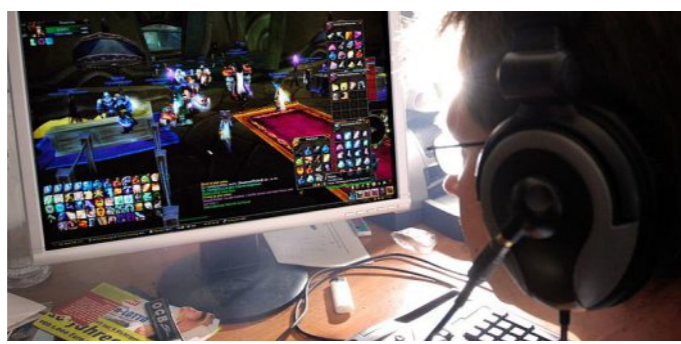
Menschen, die oft und gerne viel Zeit in den virtuellen Universen verbringen, sehen das nicht als Spiel. Es ist eine Leidenschaft und ein Ort, an dem man sich frei bewegen kann. Wo man jemand sein kann, der man in der Realität nie wäre: ein ehrenhafter Krieger zum Beispiel. Ein Krieger, der für sein Volk kämpft und durch die Kontinente reist, um seine Ehre und seinen Stolz zu beweisen. Oder man verwandelt sich in einen Soldaten, der sich und sein Team in

einen Krieg stürzt. Außenstehende denken schnell, dass Spieler an einem gewissen Punkt den Bezug zur Realität verlieren. An diesem Punkt beginnt aber unsere Realität erst. Wir haben, egal wo wir uns gerade bewegen, unser Sozialleben. In einem Klassiker der Online-Rollenspiele, „World of Warcraft“, auch kurz „WoW“ genannt, kommt man ohne fremde Hilfe nicht sehr weit. Die Spieler schreiben sich, lernen sich durch das Spiel kennen. So entstehen Freundschaften. Sie kommunizieren per Skype miteinander und verabreden

sich in der Wirklichkeit. So lernen wir Spieler nette Leute kennen, die wir ohne das Spiel nie getroffen hätten.

Gamer – so nennen sich die Spieler – gibt es in jeder Altersklasse. Laut Hightech-Verband Bitkom sind 80 Prozent der 14- bis 19-Jährigen in der Spielerszene aktiv. In der Gruppe der 30- bis 39-Jährigen sind es 40 Prozent und bei den 60- bis 69-Jährigen fünf Prozent.

Die Rollenspiel-Gemeinde von „World of Warcraft“ wächst kontinuierlich. Derzeit spielen es etwa neun Millionen Menschen.



Ein junger Mann sitzt am Computer und spielt das Online-Rollenspiel „World of Warcraft“ Foto: dpa

„Call of Duty“ oder „Battlefield“ haben ebenfalls ein sehr großes Publikum gefunden. Sie punkten mit grandios fesselnden Storymodi, einem epischen Mehrspielermodus und liefern eine neue Folge des Spiels pro Jahr. So haben es schon die Entwickler der legendären Super-Mario-Spiele getan. Super Mario hat auch in unserer Kindheit bunte Spuren hinterlassen.

Fakt ist, dass Reaktionsfähigkeit und die Fähigkeit, Probleme zu lösen, bei Spielern stärker ausgeprägt sind als bei Nichtspielern. Auch die Fantasie ist bei Spielern stark ausgeprägt. Wir meinen, dass Menschen jeden Alters das Spielen in vollen Zügen genießen dürfen. Natürlich müssen Spieler darauf achten, den Bezug zur Realität nicht zu verlieren. Wer Schule, Arbeit, Familie, Freunde sowie Partner und Partnerin wegen seines Lebens in der virtuellen Welt vernachlässigt, der hat es eindeutig übertrieben.

Celin Kautz, Jessica Karimi-Naen, Klasse 2B1, Berufliches Gymnasium City Nord

Fachleute finden Laptop und Tablet in der Schule sinnvoll

In Hessen startete die Albrecht-Dürer-Schule im Jahr 2003 das Pilotprojekt „Laptopklassen“. Seitdem gibt es an dieser Schule und inzwischen auch an anderen Schulen die Möglichkeit, sich ab Klasse 7 für den Unterricht in einer Laptopklasse zu entscheiden. In Hamburg gibt es am Kurt-Körber-Gymnasium in Billstedt sogenannte iPad-Klassen. Unterricht an der Tafel und mit Zetteln ist dort mehr oder weniger passé. Die Arbeit mit Laptop oder Tablet soll Schülern mehr Spaß am Lernen und Bearbeiten von Themen bereiten. Die Arbeit mit dem Laptop fördere das Denkvermögen und die Kreativität der Schüler, sagen Fachleute. Sie bestätigen, dass Kinder deutlich mehr Spaß und Teilnahme am Unterricht zeigen, wenn sie Laptops oder Tablets benutzen dürfen. Besonders Kinder mit Migrationshintergrund beteiligten sich deutlich mehr am Unterricht als vorher.

Die ehemalige Bundesbildungsministerin Annette Schavan sagt: „Jeder Schüler braucht heutzutage seinen eigenen Laptop.“ Sie argumentiert, dass

die Kinder durch das Internet auch auf das echte Leben vorbereitet werden würden, da in beidem dieselben Regeln gelten würden.

Aber wie ist das alles finanzierbar? Mit diesem Problem kämpfen Schulen in ganz Deutschland. In den 5000 bayerischen Schulen gibt es inzwischen mehr als 30 Laptop-Klassen. Finanziert werden die Geräte dort wie auch in vielen anderen Bundesländern von den Eltern. Ein weiteres großes Problem ist die Internetversorgung, da nur sehr wenige Schulen eine solide Leitung haben, an die alle Laptops angeschlossen werden könnten. Außerdem kann man nicht immer sicher sein, ob die Schüler nicht während der Schulzeit Spiele auf ihren Laptops spielen, statt dem Unterricht zu folgen. Es bleibt also ungewiss, ob Deutschlands Schüler Notebooks, Tablets oder Ähnliches zum Lernen und Bearbeiten von Schulthemen zur Verfügung gestellt bekommen.

Gregor Kuwert, Klasse 9, Christianeum



„Mit dem Abendblatt fühle ich mich zu Hause“

Eine Neuntklässlerin hält ein **flammendes Plädoyer** für die gedruckte Zeitung

⚡ Kaum wegzudenken ist die Tageszeitung am morgendlichen Frühstückstisch in Deutschland. Oder etwa doch? Obwohl etwa 46 Millionen Menschen regelmäßig Zeitung lesen, und das ungefähr 36 Minuten am Tag? Die Verkaufszahlen von gedruckten Zeitungen sinken kontinuierlich. Ganz im Gegensatz zu den Onlineportalen, von denen es täglich mehr zu geben scheint. Schon etwa 600 deutsche Zeitungen bieten ihre Inhalte online an, Artikel, Meldungen, immer aktuell, immer schnell. Ist das die Ursache?

Müssen die Leser der gedruckten Zeitung umschalten? Mithalten? Mitmachen? Online lesen?

Im 17. und 18. Jahrhundert verkauften Zeitungen in Deutschland kaum mehr als 300 Exemplare am Tag, mit der Industrialisierung stieg diese Zahl rapide an. Und jetzt? Ist unsere Industrialisierung also das Internet? Vorteile bietet das Internet reichlich, für Leser wie für Autoren. Das Internet kennt kein Zeitfenster, Informationen kann man rund um die Uhr bekommen. Radio und Fernsehen sind nicht mehr aktueller als die ins Netz getippten News. Zeitunglesen braucht Zeit.

Ein Blick ins Internet kostet sehr viel weniger Zeit, und Kommentare lassen sich schnell eintippen und abschicken. „Ein Teil des Geschehens zu sein“, das verbinden viele Jugendliche mit dem Begriff Informationen. Im weltweiten Netz mitzumachen bedeutet für viele auch, näher am Geschehen dran zu sein. Zudem ist das Format beim digitalen Lesen immer genau richtig – mit dem Handy, Tablet oder Laptop. Für viele Jugendliche spielt es daher keine Rolle, ob die Eltern eine Zeitung abonniert haben oder die gedruckte Zeitung am Kiosk ausliegt.

Trotzdem! Ich persönlich mag es nicht glauben, dass Onlineportale die klassische Zeitung auf gedrucktem Papier verdrängen. Wenn ich mich morgens an den Frühstückstisch setze, ist Zeitungszeit. Ich frage mich jeden Morgen, wie das Titelblatt wohl aussieht, und manche Artikel finde ich so interessant, dass ich sie ausschneide und aufhebe.

Ein Blick auf die Zeitung verrät mir, welcher Tag heute ist und was in der Welt passiert ist. Wenn ich das Hamburger Abendblatt in der Hand halte, dann bin ich zu Hause. Ein Blick auf eine Scheibe kann mir dieses Gefühl nicht vermitteln. Ich bin Teil des Ganzen, weil diese Zeitung auf meinem Tisch liegt. Jeden Morgen – und bekanntlich macht der Morgen den Tag. Vielleicht halten Sie mich jetzt für altmodisch, nostalgisch, einen Rebell gegen die Zeit. Und vielleicht hat das Internet schon längst gesiegt. Aber wissen Sie, was wir brauchen? Ein bisschen Ruhe, jeden Tag. Und um eine gedruckte Zeitung zu lesen, braucht es Ruhe.

Helena Sattler, Klasse 9b
Marion Dönhoff Gymnasium

Wer ein Tier halten möchte, sollte eines aus dem Tierheim nehmen

⚡ Warum werden Tiere für Attraktionen getötet? Warum werden Tiere verschenkt? Warum werden Tiere gequält? All diese schlimmen Dinge gehen mir sehr ans Herz. Tiere werden oft ungerecht behandelt und gequält. Wenn ich dies mitbekomme, würde ich am liebsten allen Tieren ein schönes Zuhause bieten und ein schönes Leben ermöglichen. In Tierheimen werden ausgesetzte, vernachlässigte und unerwünschte Hunde, Katzen, Meerschweinchen, Wellensittiche aufgenommen und gepflegt.

Ich lege allen Menschen, die sich ein Haustier wünschen, ans Herz, ein Tier aus einem Tierheim zu holen. Ein Besuch im Tierheim ist sinnvoll. Man kann sich einen Überblick verschaffen, welches Tier zu welchem Menschen passt. Wenn die Suche beim ersten Mal nicht erfolgreich war, findet man vielleicht beim zweiten oder dritten Besuch einen treuen Begleiter. Man kann aber auch eine Patenschaft für ein Tier im Tierheim übernehmen.

Melina Schliski, Klasse 9e
Erich Kästner Schule

Angst

Was ist nach dem Tod? Nichts? Dieser Gedanke hat einer Hamburger Schülerin buchstäblich Todesängste bereitet. Im Abendblatt erzählt sie, wie sie die **Furcht vor dem Sterben** in den Griff bekommen hat



Die Angst vor dem Nichts. Die Angst vor dem Tod. Eine junge Frau hat sich vor einer Angstattacke in eine Zimmerecke geflüchtet Foto: Hans Wiedl/picture alliance

⚡ Jeden Abend das gleiche Szenario. Jeden Abend, wenn ich im Bett liege, stelle ich mir die immer wiederkehrende Frage: „Was ist nach dem Tod? Nichts?“ Sofort steigt Panik in mir auf. Ich will diesen Gedanken loswerden. Ich muss mich bewegen. Ich muss schreien. Ich habe Angst vor dem Nichts. Panische Angst.

Aber stimmt es wirklich? Bedeutet der Tod wirklich, dass alles vorbei ist und danach nichts mehr ist? Und warum haben viele Menschen in unserer Gesellschaft so eine große Angst davor und verdrängen den Gedanken an den Tod?

Der Tod steht in unserer Gesellschaft als Vernichter unseres Lebens. Der Tod ist unser Feind. Wir haben Angst vor dem Nichts, vor der Veränderung, die der Tod mit sich bringt. Wir wissen nicht, was dann passiert und was nach dem Sterben mit uns geschieht.

Ich hatte bei dem Gedanken an den Tod immer Dunkelheit und Leere vor Augen. Ich hatte panische Angst vor der Vorstellung, nichts mehr spüren und fühlen zu können, den Alltag und viele

Menschen nicht mehr um mich zu haben, einfach nicht mehr zu leben. Ich hatte Angst davor, dass dann alles vorbei ist. Ich mochte nie schlafen gehen, weil diese Angst schon zu meinem Einschlafprozess gehörte. Ich musste immer Licht in mein Zimmer scheinen lassen, damit diese Dunkelheit, die ich nach dem Tod erwartete, nicht da war.

Nur mein Vater konnte mich in Momenten der Panik beruhigen. Er hatte früher selbst Todesängste.

Philippa Gantert

Meine Eltern sind oft mit mir zu Heilpraktikern und Psychologen gegangen. Fachleute wollten mir helfen, diese Todesangst loszuwerden. Aber das hat alles nichts geholfen, niemand konnte mir die Angst vollständig nehmen.

Nur mein Vater konnte mich in Momenten der Panik beruhigen. Er hatte

früher selbst Todesängste und konnte mir durch seine Erfahrungen und mit dem, was er sagte, ein wenig helfen. Seine Angst sei erst verschwunden, als mein großer Bruder geboren wurde. Auch mein kleiner Bruder hatte eine Zeit lang diese Panikattacken. Er tat mir immer unendlich leid, weil ich genau wusste, wie er sich in diesen Momenten fühlte.

Diese Attacken sind wie Wellen, die aufsteigen, sich aber wieder legen. Bei mir kamen sie über Jahre immer wieder. Ich weiß nicht mehr genau, wann die Todesangst nachließ. Ich weiß nur noch, dass ich damals nicht mehr diesen Drang hatte, mich bewegen zu müssen und zu schreien, ich musste einfach nur noch weinen. Lange habe ich den Gedanken an den Tod verdrängt, heute komme ich ganz gut damit klar. Ich kann über Sterben und Tod sprechen und mich damit auseinandersetzen.

Ich habe mich ganz langsam damit abgefunden, dass ich irgendwann einmal sterben muss. Dass jeder Mensch, jedes Lebewesen sterben muss. Durch das langsame Akzeptieren dieser Tatsa-

che habe ich gelernt, mit der Angst umzugehen.

Aber warum setzen sich die Menschen in unserer Gesellschaft nicht mit dem Thema Tod und der Angst vor dem Sterben auseinander? Warum verdrängen die Menschen das Thema Tod, ignorieren es?

Es wird darüber geschwiegen, sogar die Trauernden schweigen. Dabei ist es so wichtig, die Trauer richtig zu verarbeiten. Früher trauerte man zusammen. Man trauerte in der Familie. Heute werden die Trauernden gemieden, obwohl sie doch Trost brauchen.

Man sollte über den Verstorbenen und seine Art des Sterbens sprechen, um ausgiebig Abschied nehmen zu können. Generell sollte sich die Gesellschaft mit dem Tod auseinandersetzen, denn er gehört zum Leben dazu. Früher oder später wird jeder Einzelne damit konfrontiert. Es hilft nichts, die Augen davor zu verschließen, auch nicht vor der Angst.

Philippa Gantert, Klasse 11 K
Julius-Leber-Schule

Fake-Freundschaften machen nicht glücklich, sondern einsam

Ein übler Trend – Materielles wird mehr geschätzt als Charakter

⚡ Heutzutage wird den Jugendlichen sehr viel mehr Geld von den Eltern zur Verfügung gestellt als noch vor 30 Jahren. Früher kaufte man einen Lolli vom Taschengeld. Heute geben die Kinder den Großteil ihres Geldes für Markenklamotten, Getränke in Coffeeshops und für technische Geräte aus.

Ein normales T-Shirt von einem No-Name-Label wird erst gar nicht gekauft, weil das nicht angesagt ist. Anna, 14 Jahre alt, sagt dazu: „Ich würde niemals mit Klamotten von Billigläden in die Schule gehen. Das wäre mir voll peinlich. Meine Freunde würden mich bestimmt deswegen dissen.“

Der Kaffee für einen Euro vom Bäcker nebenan wird nicht mehr dort geholt, sondern lieber im coolen Coffeeshop für knapp vier Euro. Überall geht es nur um das möglichst gut erkennbare Zeichen einer bekannten und am besten auch noch teuren Marke. Schnell wird man als „uncool“ oder „Außenseiter“ bezeichnet, wenn man nicht alles mitmacht, was momentan „in“ ist.

Die materiellen Dinge werden heute sehr hoch bewertet, viel mehr als das eigentlich Wichtigste am Menschen: der Charakter. Deswegen führen manche Jugendliche sogenannte Fake-Freundschaften, weil ihnen Gegenstände, die die Person besitzt, gut gefallen.

Manche geben das ihnen zur Verfügung gestellte Geld für Alkohol, Zigaretten oder sogar Drogen aus. Vielen ist jedoch nicht bewusst, dass diese Dinge ihnen schaden und es nicht cool ist, wenn man betrunken oder high ist. Oft wird nicht verstanden, wie sehr es den Kör-

per schädigen kann. Denen, die es wissen, ist es entweder egal oder sie sind bereits nikotin- oder alkoholabhängig.

Einige der Jugendlichen stehen unter starkem Gruppenzwang und lassen sich überreden, einen Schluck vom Alkohol oder einen Zug vom Joint zu probieren. Wenn dies zu einer Abhängigkeit führt, sind die Kosten dafür sehr hoch und das Taschengeld ist dadurch schnell verbraucht. Manchmal wird sogar bei den Eltern Geld geklaut, um sich mehr Stoff kaufen zu können.

Man kann also von einer Entwicklung zum Negativen sprechen, wenn Jugendliche ihr Taschengeld für immer oberflächlichere Dinge wie Markenartikel oder sogar Drogen ausgeben. Hoffentlich merken die Jugendlichen bald, dass man mit Fake-Freundschaften oder durch Drogen und Alkohol nicht glücklich, sondern einsamer wird.

Helen Heindorf, Klasse 9d
Sophie-Barat-Schule



Viel Taschengeld geht heutzutage für Markenklamotten drauf Foto: dpa

Was bedeutet schon ein Pass? Gedanken über den Begriff Heimat

Mit dem Kompass in der Hand suche ich nach meiner Heimat. Deutschland oder Pakistan?

Nach den Buchstaben des Gesetzes bin ich eine Deutsche durch meinen deutschen Pass. Doch meine deutschen Mitmenschen fragen mich, aus welchem Land ich denn nun komme. Deutschland oder Pakistan?

In der pakistanischen Gesellschaft versuche ich mein Bestes, um mich mit meinen geringen Urdu-Sprachkenntnissen zu integrieren. Doch auch hier fragt man mich, wo meine Heimat sei. Deutschland oder Pakistan?

Ich bewege mich zwischen Petersilie und Curry, Brot und Fladenbrot, Jeans und Shalwar Kameez, Weihnachten und Bairam, Europa und Asien – Deutschland und Pakistan?

Mein Leben hat hier begonnen, doch frag ich mich, wo wird es enden? Deutschland oder Pakistan?

Wo genau gehöre ich hin? Verwirrung!!! Letztendlich entschlief ich mich und zerreiße mein Herz in zwei Teile und schenke es euch. Deutschland und Pakistan!

Norin Amanat, Klasse 11c
Berufliche Schule für Wirtschaft und IT City Nord H7

„Das Praktikum im Altenheim hat mein Selbstvertrauen gestärkt“

Beruf Altenpflegerin – eine Schülerin betreute demente Senioren

⚡ Ich habe ein Praktikum in einem Seniorenheim gemacht. Es fing damit an, dass mich meine Betreuerin herumführte und mir meine Aufgaben erklärte. Am ersten Tag meines Praktikums habe ich den Heimbewohnern vorgelesen.

Jeden Tag gab es morgens und mittags eine Aktivität für die Bewohner. Morgens stand häufig Kegeln auf dem Programm, damit die Senioren richtig wach wurden. Am Mittag gab es öfters ein Gedächtnistraining oder Übungen, um den Körper fit zu halten. Wenn ich nichts zu tun hatte, ging ich zu Bewohnern, die nie an den Gruppenbetreuungen teilnahmen. Ich habe dann mit ihnen „Mensch ärgere dich nicht“ gespielt oder habe mich mit ihnen unterhalten.

In der dritten Woche hat die Praktikanten-Betreuerin mich gefragt, ob ich mir zutraue, eine Seniorengruppe allein zu betreuen. Ich habe mich tatsächlich getraut. Am dem Tag stand Singen auf dem Programm. Also holte ich die Liederbücher und begann, mit den alten Damen und Herren zu singen. Viele Lieder kannte ich nicht, die Omas und Opas sangen dann vor und ich sang nach. Am nächsten Tag versuchte ich es erneut. Ich ging in den Gruppenraum, wo die Bewohner mich schon erwarteten. Ich machte mit ihnen jede Menge Gymnastikübungen. Die Senioren waren sehr zufrieden.

Die letzten drei Tage arbeitete ich auf der Station für Menschen, die an Demenz erkrankt sind. Ich half ihnen beim Mittagessen. Manchen musste ich erklären, womit und wie man isst.

Kathrin Ehlert, Klasse 9a
Lise-Meitner-Gymnasium

Natürlich gab es auch in dieser Station Gruppenprogramme. Wir kegelten mit den demenzkranken Bewohnern. Sie haben oft vergessen, wie man kegelt. Ich habe es ihnen aber immer wieder gezeigt. Hier habe ich sehr deutlich gemerkt, dass man für diesen Beruf sehr viel Geduld benötigt. Mein Praktikum war schwer. Man muss in der Lage sein, gute Laune zu verbreiten. Wenn man selbst Spaß hat, haben die Senioren auch Spaß. Das wiederum gibt den Betreuern Kraft für ihre Arbeit. Für mich kommt der Beruf Altenpflegerin nicht infrage, aber das Praktikum hat mir Spaß gemacht. Die Zeit im Altenheim hat mein Selbstvertrauen gestärkt. Ich habe Geduld gelernt, habe gemerkt, dass ich mit meinen Ideen anderen Menschen Freude bereiten kann, und ich konnte viel organisieren. All das muss eine Altenpflegerin können.

Sandra Golombek, Klasse 9b
Franz-von-Assisi-Schule



Gymnastikübungen machen den Senioren besonders viel Spaß Foto: dpa